

Seit ihrer Geburt im Jahr 1960 lebt Brigitte Wenzina im Kamptal/Waldviertel. Sie studierte Anglistik, Geschichte und Pädagogik an der Universität Wien und arbeitet seit 1982 als Lehrerin im berufsbildenden Schulwesen. Ihrem Wohnort Gars am Kamp ist sie auch nach ihrer Heirat im Jahr 1986 treu geblieben. 1990 kam ihre Tochter zur Welt, seit 1991 unterrichtet sie an der Bundeshandelsakademie in Horn.

Schreiben ist für sie seit Jugendjahren ein Akt der Psychohygiene – auch dieses Buch ist deshalb entstanden ...

Brigitte Wenzina

**Dann bring' ich
mich halt um!**

© 2016 Brigitte Wenzina

Autor: Brigitte Wenzina

Umschlaggestaltung: Brigitte Wenzina

Coverfoto: Magdalena Wittmann

„Am Kamp zwischen Gars und Kamegg“

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/
des Autors: Buchschmiede von Dataform
Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99049-746-3 (Paperback)

978-3-99049-747-0 (Hardcover)

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Die Eierspeis	7
Der schwarze Schuhkarton.....	11
Fremdverschulden	16
Die Weiber	21
Ein verpatztes Mittagessen.....	30
Wer überlistet wen?	33
Es geht ja noch	37
Hilfsbereitschaft	40
Wichtige Beobachtungen.....	46
Löcher im Hirn	53
Polizei-Einsatz	57
Für und wider	61
Der Tag X.....	64
Rumänische Geschichten	68
Hilfsarbeiterin	76
Der verhasste Rollstuhl.....	81
Ein inniger Moment.....	85
Pflegerwechsel	87
Tolle Aussichten	91

Sommer – Müdigkeit	96
Verwandtenbesuch	102
Breikost.....	105
Stille Nacht	109
Sterben ist leicht.....	112
Abschied von daheim.....	121

Die Eierspeis

Es ist einer dieser schönen Sommertage. Rainer und ich sitzen an diesem Nachmittag bei Freunden im Garten und schlürfen genüsslich Kaffee, essen den vielgepriesenen Ribiselkuchen meiner Freundin Elisabeth und genießen diesen letzten Ferientag. Morgen schon wird es mit dieser zeitlosen Zeit vorbei sein: Schulbeginn!

In tiefen Zügen atme ich die warme, wohltuende Sommerluft ein – zufrieden mit mir selbst, gestärkt durch einen herrlichen Sommer. Das Wissen, dass ich heute Nachmittag nicht zum Pflichtbesuch bei meiner Mutter - Oma genannt - muss, macht diesen Tag perfekt. Sie ist heute den ganzen Tag mit ihren „Golden Girls“ (vier Witwen zwischen fünfundsechzig und fünfundachtzig) unterwegs: Eine ihrer Freundinnen, eine etwas jüngere, hatte versprochen, Oma morgens zum Kirchgang abzuholen, dann planten sie ein gemeinsames Mittagessen im Wirtshaus gleich neben dem Friedhof, damit der Weg dorthin am Nachmittag auch leicht zu Fuß zu bewältigen wäre. Erst am frühen Abend würde Oma zurückgebracht werden und dann würde ich sie anrufen und ihre

Begeisterung über die Highlights dieses Sonntags teilen. Ich schmunzle.

Entspannt blicke ich über den Kamp-Fluss, an dessen anderem Ufer, am Bergrücken, man die Spitze von Omas Häuschen erahnen kann. Meine Eltern haben dieses Haus gemeinsam vor etwa sechzig Jahren erbaut. Es war der ganze Stolz meines Vaters, ein sichtbares Zeichen dafür, die Armut abgeschüttelt zu haben. Meine Mutter hatte sich darin nie wirklich wohl gefühlt und immer behauptet, dass sie es, sollte mein Vater vor ihr sterben, sofort verkaufen würde. Meinem Vater hat das weh getan, aber er sagte nie etwas dazu. Kurz nach seinem Tod, vor etwas mehr als fünfzehn Jahren, war sie noch der festen Überzeugung, dass sie nach dem „vorgeschrivenen“ Trauerjahr ausziehen werde. Jetzt residiert sie immer noch dort oben auf dem Berg und managt ihr Refugium weitgehend alleine: Sie kocht für sich selbst, putzt und lässt es nur alle zwei Wochen zu, dass eine Putzfrau „drüber schaut“, wie Oma es nennt. Auch für den kleinen Garten gibt es Nachbarschaftshilfe, die selbstverständlich bezahlt wird, weil Oma sich nichts schenken lässt und der Rasen ja leider nie warten kann, bis Rainer oder ich Zeit zum Mähen haben. Nur die Wäsche darf ich waschen und bügeln, nachdem Oma immer öfter bunte statt weiße Un-

terwäsche aus der Waschtrommel fischte und erst kürzlich ein Bügeleisen-Abdruck auf ihrem Küchenboden zu finden war. Dass ich dazu die schmutzige Wäsche außer Haus trage, passt ihr ganz und gar nicht, ist aber unausweichlich. Der Wäschekorb wird dafür immer mit einem blitzweißen Tuch bedeckt. Was würden denn die Nachbarn denken, wenn sie einen Blick auf die Schmutzwäsche erhaschen könnten? Nur nicht auffallen, nur nichts falsch machen, nur nicht Schwäche zeigen! Der Erste sein beim Baumschnitt im Frühjahr, beim Rasenmähen im Sommer, beim Laub-Rechen im Herbst und beim Schneeschaufeln im Winter. Niemandem zur Last fallen – weder den eigenen Kindern noch den Nachbarn oder Freunden. Das sind die Prinzipien, wie das Leben hier in diesem „Pensionistenviertel“ funktioniert und wie man selbst zu funktionieren hat! „Selbstständig und unabhängig bleiben“ ist der oberste Leitsatz! Dass dieser Leitsatz Jahr für Jahr schwieriger einzuhalten ist, macht Oma große Angst, und manchmal, wenn Zweifel in Verzweiflung umschlägt, erzählt sie mir davon: „Stell‘ dir vor, wie blöd ich schon bin“, beginnt ihre Schilderung, „ich hab‘ mir gestern eine Eierspeis gemacht, hab‘ sie – wie immer zum Auskühlen – auf einem Teller neben den Ofen gestellt und währenddessen gleich das Reindl abgewaschen, abgetrocknet und in den Geschirrschrank gestellt.

Dort ist plötzlich die Eierspeis gestanden! Ich kann doch nicht schon so zerstreut sein, oder?" Was antwortet man in so einer Situation? „Du wirst halt mit dem Tun schneller gewesen sein als mit dem Denken.“ „Das macht mir Angst, Gitti“, antwortet sie und schaut mir tief und traurig in die Augen. „Mir auch“, denke ich, sage aber nichts.

Der schwarze Schuhkarton

Gegen 17 Uhr 30 verabschieden wir uns, wünschen uns gegenseitig einen reibungslosen Schulbeginn und verlassen etwas wehmütig den Schatten der Gartenlaube unserer Freunde. Möge die gesammelte Energie möglichst lange ins Schuljahr hinein anhalten, lachen wir beim Gehen

...

Zuhause angekommen, checke ich meine Schultasche: Alle Angaben für die morgigen Wiederholungsprüfungen sind in ausreichender Anzahl kopiert. Ich freue mich darauf, meine Kolleginnen und Kollegen und meine „Frösche“ (wie ich die mir anvertrauten Schüler und Schülerinnen im Geheimen nenne) wiederzusehen. Zugegeben, meine „Frösche“ sind zwischen fünfzehn und neunzehn Jahre alt und die Bezeichnung daher mehr als unpassend. Aber es ist einfach schön und erfüllend, diese, meine „Frösche“, ein weiteres Jahr auf ihrem Weg zum Erwachsenwerden begleiten zu dürfen.

Gedankenversunken wähle ich Omas Telefonnummer, aber sie hebt nicht ab. „Vermutlich ist sie noch mit ihren Mädels feiern“, meint Rainer. „So spät noch?“ „Na, vielleicht sind sie nach ihrem Friedhofsgang noch einmal zum Nachtmahl eingekehrt“, wischt

er meine Bedenken weg. Nachdem auch ein zweiter Anruf unbeantwortet bleibt, reden wir uns ein, dass sie möglicherweise schon vor dem Fernsehapparat sitzt und uns wegen dessen Lautstärke nicht hört. Außerdem, falls wirklich etwas passiert wäre, hätte sie ja ihr Notruf-Armband. Gegen 20 Uhr probiere ich es noch einmal, keine Antwort. „Ich fahre noch schnell zu Oma rüber“, sage ich. Es sind ja nur ein paar Auto-Minuten von unserem zu Omas Haus. Rainer liest richtig in meinem besorgten Gesicht und setzt sich wortlos auf den Beifahrersitz.

Schon als ich die Haustür aufsperre, weiß ich, dass etwas passiert sein muss. Omas Hausschuhe stehen nicht exakt nebeneinander im Vorzimmer, sondern liegen verteilt im Raum. Und es stinkt erbärmlich! „Oma“, rufe ich halblaut, „Oma, wo bist du denn?“ Keine Antwort! Wir durchsuchen blitzschnell die Küche. Ihr Notruf-Armband liegt fein säuberlich auf dem Küchentisch. „Dann ist sie im Bad“, fährt es durch meinen Kopf. Immer, wenn sie sich wäscht, nimmt sie das Armband ab, um es nicht nass zu machen. Gegenargumenten war sie nicht einmal ansatzweise zugänglich. Also ins Bad! Immer wieder rufe ich „Oma“ und höre dann aus dem Badezimmer so etwas wie ein Stöhnen. „Sie lebt noch“, ist mein nächster Gedanke.

Vorsichtig versuche ich die Tür zu öffnen, die nicht ganz leicht aufgeht. Ich zwänge mich durch den offenen Spalt, Hitze und Gestank prallen mir entgegen. Und da liegt sie: Starr und völlig ausgestreckt, nackt auf dem Fliesenboden, in ihrem Urin und ihren Exkrementen. Als ich ihren Kopf ein bisschen in meine Richtung drehe, huscht ein befremdendes Lächeln über ihr Gesicht. „Gitti“, stammelt sie schwach. Gott sei Dank, sie erkennt mich! Der Heizstrahler über ihr strahlt unermüdlich auf sie nieder, ist mehr als brennheiß und für einen kurzen Moment kommt mir in den Sinn, was passiert wäre, wenn er durchgebrannt oder explodiert wäre. Ich drehe ihn vorsichtig ab. Das Wasser in der Badewanne ist kalt, was bedeutet, dass Oma schon seit mehr als 24 Stunden hier liegt – gebadet wird nur abends.

Behutsam tragen wir sie aus dem Badezimmer und betten sie im Schlafzimmer auf dem Boden auf eine Tuchent. Sie scheint keine offenen Wunden zu haben, hat aber unzählige blaue Flecken am ganzen Körper. Rainer ruft den diensthabenden Arzt an. Glücklicherweise ist es unser Freund Hannes, der auch Omas Hausarzt ist. Ich wasche inzwischen Omas Gesicht flüchtig mit einem Waschlappen. „Tut dir etwas weh?“, frage ich. Kopfschütteln! „Was ist denn pas-

siert?" Kopfschütteln! „Hast du Durst?" Kopfschütteln!

Als der Arzt ankommt, untersucht er Oma kurz, stellt Dehydrierung, möglicherweise Delirium fest und ordert einen Krankenwagen. Während wir auf dessen Eintreffen warten, füllt Hannes einige Formulare aus. Ich knie weiterhin bei Oma, die mir flüsternd etwas von einer Frau erzählt, die einen schwarzen Schuhkarton bei sich hat und ihr immer etwas wegnehmen will. Ich kann mir darauf keinen Reim machen und erfahre von Hannes, dass Halluzinieren in solch einem Zustand „normal“ sei.

Ich fahre mit ins Krankenhaus. Dort angekommen, schickt man mich wieder nach Hause. Ich könnte momentan nichts tun, sagt man mir. „Rufen Sie morgen früh an, dann wissen wir schon mehr“, teilt mir die freundliche Stationsschwester mit. Ich verlasse das Gebäude und rufe Rainer an. Er ist noch beim Aufräumen des Badezimmers, verspricht aber, mich in spätestens zwanzig Minuten abzuholen. Ich gehe eine Runde im Vorhof des Krankenhauses, hole tief Luft. Aber diese Luft riecht nicht mehr nach Sommer. Ich spüre, dass meine Energie bereits jetzt nachlässt. Schlechtes Gewissen macht sich breit: Du hättest es wissen müssen, die Zeichen richtig deuten sollen – die verlorenen Schlüssel, der verschwundene

Gehstock, die gestohlenen Geldscheine und (erst kürzlich) die Geschichte mit der Eierspeis. Du hättest ihre Vergesslichkeit nicht bagatellisieren dürfen und ihre Hilflosigkeit nicht so verdrängen.

Meine eigene Hilflosigkeit übermannt mich, Tränen bahnen sich den Weg über meine Wangen. Da endlich, die Scheinwerfer unseres Autos ...

Fremdverschulden

„Sie hat die Nacht überlebt, mehr kann ich Ihnen am Telefon nicht sagen.“ Die Stimme des Krankenpflegers klingt noch in meinen Ohren, als ich im Konferenzzimmer meine Prüfungsunterlagen zusammenkralle und Richtung Prüfungssaal gehe. Was bedeutet diese Aussage? Ist das ein gutes Zeichen? Für sie? Für uns? Was habe ich erwartet? Dass alles so weitergeht wie bisher? Wie schaut ihre Zukunft aus? Wie meine? Unsere? Fragen über Fragen auf diesem kurzen Weg. Da erblicke ich meine Frösche und einige angespannte Elternteile vor der Prüfungstür. „Reiß dich zusammen!“, denke ich, „sie haben sich eine Lehrerin verdient, die hier und jetzt ganz bei ihnen ist“. Und es gelingt mir tatsächlich: Mit einem Lächeln begrüße ich alle, sage ein paar aufmunternde Worte und führe die Kandidaten zu ihren Prüfungsplätzen. Als ich die Tür schließe, erhasche ich den Blick einer Prüflingsmutter. Vielleicht weiß auch sie nicht, wie es weitergehen soll, wenn das hier nicht gut geht.

Es geht gut und kurz nach Mittag rase ich von der Schule ins Krankenhaus. Oma liegt auf Interne 1 – also nicht auf der Intensivstation. Ich deute diese Tatsache als gutes

Zeichen. Oma erkennt mich sofort und ruft mich beim Namen. „Gitti, Gott sei Dank bist du da. Ich kenn mich gar nicht aus. Nimm' mich mit, ich will zu Hause sterben!“ „Ans Sterben denken wir vorerst nicht“, kommt eine beruhigende Stimme aus dem Hintergrund. „Wegen eines Schambeinbruchs stirbt man nicht. Jetzt bleiben Sie noch ein paar Tage bei uns und dann dürfen Sie wieder heim“, beschwichtigt der Arzt Oma und bittet mich anschließend ins Nebenzimmer zu einem „vertraulichen Gespräch“, wie er es nennt. „Ich muss Sie das jetzt fragen“, beginnt er ernst, „Ihre Mutter hat am ganzen Körper Hämatome. Woher kommen diese Ihrer Meinung nach?“ Ich schau' ihn zunächst einigermaßen verwirrt an und begreife dann die Frage: „Sie dürfte alles versucht haben, im Badezimmer, wo ich sie gefunden habe, vom nassen Fliesenboden aufzustehen. Ihr Bad hat nur vier Quadratmeter. Ich nehme an, sie hat sich am Badewannenrand, an der Tür, am Waschbecken, am Radiator gestoßen, aber ich weiß es natürlich nicht genau.“ „Dann können wir Fremdverschulden ausschließen?“, fragt er weiter. „Ja, schuld bist du schon ein bisschen“, meldet sich mein schlechtes Gewissen, aber ich sage fest: „Ja, ich denke schon. Die Haustür war versperrt, als ich sie so fand und sie lebt allein im Haus.“ „Sehen Sie, das ist der Punkt: Wir haben Ihre Mutter gründlich un-

tersucht, und ich glaube nicht, dass sie weiter ihren Tag ohne jegliche Hilfe bewältigen können wird. Haben Sie schon einmal über mobile Hauskrankenpflege oder Altersheim nachgedacht?“ „Bis dato nicht, aber ich werde mich darum kümmern“, verspreche ich, ohne zu wissen, was das bedeutet. „Wann wird sie denn voraussichtlich entlassen werden?“ „Wenn nichts dazwischen kommt, übermorgen.“ Ich bedanke mich für das Gespräch und trotte zurück zu Oma. Ich probiere einen optimistischen Gesichtsausdruck und sage: „Übermorgen, Oma, übermorgen fahren wir heim.“ Sie lächelt erleichtert, dreht sich zur Seite und schlummert sofort ein. „Sie hat starke Schmerzmittel bekommen und ist noch schwach, aber machen Sie sich keine Sorgen, sie schafft das“, flüstert mir eine Krankenschwester im Vorbeigehen zu. „Könnten Sie ihr vielleicht ein Gitter an den Bettseiten montieren?“, frage ich, nachdem ich gesehen habe, wie gefährlich nahe Oma beim Umdrehen an die Bettkante herangekommen ist. „Gut, dass Sie das ansprechen. Wir dürfen das ohne Einwilligung des Patienten oder eines nahen Angehörigen nämlich nicht so ohne Weiteres ...“

Beim Verlassen des Krankenhauses bin ich froh, dass mir das mit dem Gitter noch aufgefallen ist. So weiß ich Oma vor ihrer eigenen Ruhelosigkeit in Sicherheit. Momen-

tan scheint alles gut zu werden. Sie schläft und freut sich offenbar auf daheim. Übermorgen, hat der Arzt gesagt, und plötzlich ist meine kurzfristige Beruhigung verflogen: Übermorgen! Das bedeutet, ich muss bis übermorgen die mobile Heimhilfe organisiert haben. Altersheim kommt für Oma nicht in Frage, das bedeutet für sie Sterbeheim und davon hatte sie schon als rüstige, gesunde Oma eine Horrorvorstellung. „Wenn du mir das antust, dann geh‘ ich in den Kamp“, drohte sie immer und immer wieder. Allerdings drohte sie auch damit, wenn ich einmal ein „Nicht genügend“ von der Schule nach Hause brachte oder einen Freund, der ihr nicht passte. Für viele solcher Nichtigkeiten hätte sie sich geniert und nicht damit leben wollen. Als Kind hat mich diese Drohung fix und fertig gemacht. Auf dem Weg von der Schule nach Hause habe ich mir fast täglich gedacht „Lebt sie noch, wenn ich heimkomme?“ Mit zunehmendem Alter habe ich diesen Satz als weniger bedrohlich empfunden. „Wer seinen Selbstmord permanent ankündigt, der gehört nicht zur ganz hohen Risikogruppe“, hat mir schon vor Jahren ein Arzt gesagt. Daran denke ich oft.

Zwei Stunden später sitze ich mit der Chefin der örtlichen Heimhilfe, Frau Jäger, bei uns zu Hause und bespreche den Tatbe-

stand und mögliche Hilfestellungen. „Bei unserem Job muss man flexibel sein“, antwortet sie nur, als ich mich für ihre spontane Gesprächsbereitschaft bedanke. Wir vereinbaren, dass die Heimhilfe-Damen bis auf Weiteres morgens und abends zu Oma kommen, um die alltäglichen Dinge wie Anziehen, Frühstück machen, Waschen etc... zu erledigen. Frau Jäger rät mir auch, einen Antrag auf Pflegegeld einzureichen. Sie verspricht, mir die notwendigen Formulare in den Postkasten zu werfen. Unser Gespräch geht so selbstverständlich und bereitwillig vonstatten, dass ich das gute Gefühl habe, damit etwas Wichtiges erledigt zu haben und Oma Gutes zu tun. Frau Jäger gibt mir dann allerdings zu bedenken, dass meine Mutter in den ersten Wochen nach ihrem Krankenhausaufenthalt vermutlich rund um die Uhr Hilfe brauchen wird. Ich denke sofort an meine Schwiegereltern, zwei rüstige Pensionisten, die immer (wirklich immer und jederzeit) da sind, wenn es „eng“ wird. Ich rufe sie an und ein „Selbstverständlich“ ist ihre Antwort. Ein weiterer Stein fällt mir vom Herzen.

Abends, als Rainer heimkommt, schildere ich ihm meinen diesjährigen Schulbeginn, der auch für mich wie ein erster Schultag gewesen ist – der Anfang eines neuen Lebensabschnitts.